

# Werte und Kultur

von Andreas Urs Sommer

Den Werkbundtag zu besuchen und erst noch einem vermutlich anstrengenden philosophischen Vortrag zu lauschen, ist eine Wertentscheidung. Sie könnten auch sonst alles Mögliche tun – nicht nur zu samstäglichen Konkurrenzveranstaltungen gehen, sondern arbeiten, essen, chillen. Aber Sie haben sich für diese eine Möglichkeit entschieden. Sie leben jetzt mit dieser Entscheidung, bis Sie sich entschließen, etwas anderes zu tun. Das sagt bereits viel aus darüber, was Werteentscheidungen sind – nämlich vielfältig und nicht aufeinander rückführbar.

Werte gibt es nicht an sich, irgendwie da draussen, wie es Katzen, Kaviar, Kanister oder Kräne gibt. Sie sind keine Dinge der physischen Welt, die wir einfach so beobachten könnten. Wir können nicht auf die Straße gehen und sagen: «Ups, da ist gerade ein Wert um die Ecke gebogen! Schauen wir mal, ob wir ihn noch einholen.»

Wenn Werte schon keine körperlichen Dinge sind, so doch vielleicht geistige Dinge? Dinge, die wir zwar nicht sehen, schmecken, riechen können, die uns aber über mentale Prozesse ganz leicht zugänglich sind. So wie beispielsweise Zahlen. Wir können sagen, es liegen hier drei Katzen auf dem Fensterbrett. Die können wir beobachten, nicht aber die Zahl 3. Die wiederum können wir denken. Egal, ob wir tres, trois oder drei sagen – der mentale Gegenstand, mit dem wir es zu tun haben, ist stets eineindeutig bestimmt, etwa als Additionsprodukt von 1 und 2.

Bei Werten, von denen wir sagen, dass sie keine physischen Gegenstände sind, ist das nicht so. Es gibt keinen eineindeutigen, von jedem rationalen Wesen geteilten Begriff des Wertes Gerechtigkeit oder des Wertes Gleichheit.

Für Sie kann Gerechtigkeit beispielsweise bedeuten, jedem zu geben, was ihm nach seiner Leistung gebührt. Während für Ihre Nachbarin Gerechtigkeit vor allem bedeutet, jedem zu helfen, der in Not ist. Diese Gerechtigkeitsbegriffe und tausende andere Gerechtigkeitsbegriffe müssen sich nicht widersprechen. Aber sie können sich widersprechen.

Werte sind keine physischen und keine mentalen Gegenstände. In diesem Sinne gibt es sie nicht. Aber es gibt sie als kommunikative Gegen-

stände: Werte sind dadurch, dass wir über sie sprechen. Dadurch, dass wir uns mit ihrer Hilfe untereinander, übereinander und über uns selbst verständigen – indem ich mir selbst und anderen darüber Rechenschaft abgebe. Werte drücken unsere Präferenzen, unsere Vorlieben aus, und zwar nicht einfach nur die spontanen und momentanen, sondern vielmehr die anhaltenden und lebensbestimmenden.

Werte brauchen wir also, um uns über uns selbst zu verständigen und in der Welt handelnde Wesen zu werden. Da wir Menschen bewegliche Wesen sind, ändern sich unsere Werte zwar nicht täglich. Aber wir passen sie den jeweiligen Bedingungen und Lebenssituationen an. Oft liegen Werte in einem unauflösbaren Widerstreit,

Wir können nicht auf die Straße gehen und sagen: «Ups, da ist gerade ein Wert um die Ecke gebogen! Schauen wir mal, ob wir ihn noch einholen.»

gut sichtbar in der gegenwärtigen Debatte um Stickoxide und Diesel-PKW: Der Wert der Mobilität widerstreitet hier dem Wert der unversehrten Umwelt und der Gesundheit. Zumindest wird, ob zurecht oder zu Unrecht, die Debatte auf einen solchen Wertegegensatz zugespitzt.

Werte sind plural – es gibt nicht nur einen Wert –, sie sind in ihrer Vielfältigkeit auch formbar. Werte sind regulative Fiktionen, mit deren Hilfe wir unsere Welt gestalten. Und sie sind nicht nur unsere Privatangelegenheit, sondern verwandeln sich in unablässigen Kommunikationsprozessen.

Obwohl Sie, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, unterschiedlich akzentuierte Begriffe von Gerechtigkeit haben werden, je nachdem, welche persönlichen und politischen Erfahrungen wir damit verbinden, dürften wir doch auch in manchem einig sein. Einig etwa darin, dass Gerechtigkeit ein wichtiger Wert sei. Zugleich werden sich unsere unterschiedlich akzentuierten Gerechtigkeitsbegriffe allesamt unterscheiden vom Gerechtigkeitsbegriff eines römischen Aristokraten, der 150 Sklaven sein Eigen nannte. Werte sind also auch etwas Kulturspezifisches, etwas, worin sich Kultur ausdrückt. Kulturen

unterscheiden sich gerade dadurch, dass in ihnen Unterschiedliches als wertvoll gilt. Wie Kulturen durch Werte bestimmt werden, macht ihren spezifischen Charakter, ihre Gestalt aus.

Kultur ist das, womit Menschen sich in der Welt möglich machen; wodurch sie sich in der Welt möglich machen; wie sie sich in der Welt möglich machen. In grauer Vorzeit haben Hominini angefangen, mit Werkzeugen zu hantieren. So haben sie ebenso Kultur entwickelt wie durch die Kommunikationsformen, deren sie sich bedienen. Die Geschichte fächert verschiedenste Weisen auf, wie sich die Angehörigen unserer Gattung in der Welt möglich zu machen versucht haben. Und all diese Weisen machen das aus, was wir menschliche Kultur nennen. Es existie-

ren unterschiedlichste Weisen, sich in der Welt möglich zu machen. Jede dieser Weisen bringt eine spezifische Kultur hervor.

Dabei wäre es sehr wohl möglich, dass es nur ein beschränktes Repertoire von Werten gibt, weil auch die menschlichen Bedürfnisse trotz aller Verschiedenheit überschaubar und beschränkt sein könnten. Aber jede Kultur komponiert je nach ihren Erfahrungen ihre Werte neu, weil sie die Bedürfnisse, auf die Werte antworten, unterschiedlich gewichtet. Da gibt es beispielsweise Kulturen wie die fromm-monotheistischen, in denen das Sicherheitsbedürfnis dominiert – egal ob christlich-mittelalterlich oder islamisch-modern. Oder da gibt es Kulturen wie die klassisch-chinesische, in der das Bedürfnis nach sozialer Ordnung alles regiert. Unsere Kultur demgegenüber hat das Sicherheitsbedürfnis und das Ordnungsbedürfnis dem Bedürfnis nach Freiheit untergeordnet. Das kulturelle Werte-Korsett wird darauf ausgerichtet sein, das jeweilige Bedürfnis zu befriedigen.

Unsere Kultur – damit meine ich die liberale, westliche, postaufklärerische Kultur Europas, Nordamerikas und manch anderer Weltregio-

nen – zeichnet sich gerade dadurch aus, dass sie die Vielfalt der Werte nicht für etwas Problematisches, sondern für etwas Wünschenswertes hält. Sie hält den Widerstreit der Werte für etwas Wertvolles. Abgelehnt werden nur Werte, die diese Vielfalt der Werte selbst bedrohen.

Dieser unserer Kultur liegt der Grundwert zugrunde, dass es besser ist, eine Vielfalt von Möglichkeiten zu haben, als keine oder nur eingeschränkte. Und zwar gilt das einzelne Individuum als Subjekt dieser Möglichkeiten: Jede und jeder soll ihre und seine ganz eigenen Möglichkeiten leben.

Die fundamentale Differenz der liberalen, westlichen, postaufklärerischen Kultur zu anderen Kulturen besteht also nicht darin, dass sie bestimmte Werte absolut setzt, wie manche Auf-

Bei aller Notwendigkeit, die Möglichkeitsräume immer wieder neu zu vermessen, ist unsere Kultur im Vergleich zu früheren und anderen diejenige, die den größten Reichtum an Möglichkeiten bietet. Ist sie deshalb die beste aller bisher möglichen Kulturen? Wer diese Frage bejaht, hat eine Wertentscheidung getroffen, hält die Vielfalt und Fülle der Möglichkeiten für wertvoll.

Aber leicht lässt sich einwenden, wir seien hier in einen Zirkelschluss hineingeraten: Wir halten unsere Kultur für die beste, weil in ihr die Werte verwirklicht werden, die für genau diese Kultur typisch sind. Das scheint jedoch in jeder anderen Kultur auch so zu sein. Die konfessionell stark geschlossene Kultur, egal ob christlich oder muslimisch, hat ebenfalls ihre Werte verwirklicht und dem Bedürfnis der Sicherheit un-

Zweitens. Die stete Veränderung der Welt fordert, dass man immer nach neuen Weisen sucht, sich in der Welt möglich zu machen. Nichts anderes bedeutet Kultur. Eine Kultur nun, die Wertentscheidungen pluralisiert, kann mit vielfältigsten Herausforderungen besser umgehen. Das ist kulturevolutionär womöglich überlebensnotwendig. Eine wertepurale Kultur ist hochgradig anpassungsfähig.

Drittens. Eine wertepurale Kultur heißt nicht, dass jedes Individuum sein eigenes Wertesüppchen kocht. Es heißt, da Werte ja kommunikative Gegenstände sind, dass jede und jeder mit anderen in Wertgemeinschaften sich zusammenfinden oder mit ihnen über Werte erbittert streiten kann. Es heißt, dass das alles im Rahmen einer selbstreflexiven Kultur möglich und erwünscht ist, die das Haben und Vervielfältigen von Möglichkeiten und von Werten zum höchsten Wert macht. Denn diese Kultur weiß nie, ob ein Wert der definitiv richtige ist. Ist sie mit diesem Werte-gewähren-Lassen nicht allen anderen Formen von Kultur überlegen – weil sie am meisten Möglichkeiten möglich macht, den Menschen am meisten Chancen eröffnet, glücklich zu werden? Und das genau ist das dritte Argument: Die wertepurale Kultur gewährt den einzelnen Menschen und einzelnen Menschen größere Glückschancen als es wertehomogene Kulturen tun – d. h. mehr Chancen, sein eigenes Glück nach eigenem Gutdünken zu machen. Unsere Kultur ist – entgegen all denjenigen, die sie schlecht reden und für untergangreif halten – möglicherweise die beste der bisher möglichen, weil sie das größte Glückspotential eröffnet. Mit den Möglichkeiten und Chancen des Glücks steigen allerdings auch die Möglichkeiten und Chancen des Unglücks. Diese Schattenseite der wertepuralen Kultur steht uns täglich vor Augen und trübt oft genug unseren Blick auf ihre eminente Leistungsfähigkeit.

## Unsere liberale, postaufklärerische Kultur hält den Widerstreit der Werte für etwas Wertvolles.

klärungsdogmatiker glauben machen wollen, die etwa die Werbetrömmel für die Gleichheit oder die Menschenwürde als jeweils angeblich oberstem Wert rühren. Sondern diese Differenz besteht darin, dass diese unsere Kultur auf eine letzte Festlegung von Werten verzichtet und verzichten will. Spezifisch für die westliche Kultur ist, keinen Wert absolut gesetzt zu haben – indem sie dem Bedürfnis nach Freiheit gehorcht. Freiheit wäre dann kein Wert, sondern die Bedingung der Möglichkeit, eine Vielfalt von Werten zu haben.

Wir sehen auch, was in unserer Kultur prinzipiell anders ist als in anderen Kulturen: Dass nämlich immer mehr Möglichkeiten für immer mehr Menschen offenstehen. Es gibt hier trotz allen sozialen Ungleichgewichts keine Ständegesellschaft mehr, die die Möglichkeiten all derjenigen einschränkt, die nicht der Oberschicht angehören.

Es gibt hier keine patriarchalische Gesellschaft mehr, in der nur die Hälfte der Menschen, die Männer, ein breiteres Spektrum an Möglichkeiten genießen. Und es gibt hier keine streng ethnisch geschichtete Gesellschaft mehr, in der nur Volksschweizer oder Volksfranzosen Zugang zum Möglichkeitsreichtum haben. Die neuzeitlich-westliche Kulturentwicklung läuft darauf hinaus, einer größtmöglichen Zahl von Menschen die größtmögliche Zahl von Möglichkeiten zu eröffnen.

tergeordnet, nämlich allen die einzig richtige Glaubensform aufzuprägen, und zwar um ihres ewigen Heiles willen.

Wie kommt man aus dem Zirkelschluss heraus? Man könnte drei Argumente erwägen:

Erstens: Unsere Kultur gehört zu den wenigen Kulturen, die nicht die kollektiv geteilten, die gemeinsamen Werte in den Mittelpunkt stellen. Weil unsere Kultur keine definitiven Antworten mehr auf die Frage anbietet, was für die Menschen gut und schlecht ist. Es handelt sich um eine reflexive, selbstreflexive Kultur, die frei und gelassen genug ist, die Wertentscheidungen den einzelnen Menschen anheimzustellen – und zwar nicht aus Schwäche, sondern aus Stärke. Diese Kultur muss nicht mehr wie etwa die streng konfessionelle das Bedürfnis der Sicherheit, der Heilssicherheit an oberste Stelle setzen. Unsere selbstreflexive Kultur kann nie ausschließen, dass ein Wert, den sich eine homogenere Gesellschaft auf die Fahnen schreibt, ein falscher, irreführender Wert ist – Beispiel: ewiges Seelenheil. Daher lässt sie möglichst viele Werte, möglichst viele Möglichkeiten zu. Unsere Kultur ist vielleicht die einzige, die die prinzipiell und irreduzibel plurale Verfasstheit von Werten verstanden hat und die mit dieser Pluralität der Werte umgehen kann. Pluralität der Werte macht die Chance größer, dass man nicht einen falschen, d. h. in einer sich verändernden Welt nicht tauglichen Wert absolut setzt.

Andreas Urs Sommer ist Professor für Philosophie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Er ist der Verfasser der Publikation «Werte. Warum es sie braucht, obwohl es sie nicht gibt.» Im Herbst erscheint sein zusammen mit dem Schriftsteller Matthias Politycki verfasstes, neues Buch «Haltung finden. Weshalb wir sie brauchen und trotzdem nie haben werden» (J. B. Metzler, Stuttgart).

Andreas Urs Sommer hielt dieses Referat in freier Form anlässlich des Werkbundtages 2019 zum SWB-Jahresthema «Wert(e) – Valeur(s)» in Boswil.